

KIRCHE AUF NEUEN WEGEN

Anregungen für eine Pastoral der Zukunft

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitchristinnen und Mitchristen!

Die Katholische Kirche befindet sich in einem Wandel, in einem Entwicklungsprozess. Das ist an sich nichts Neues: Schon in der Apostelgeschichte und der neutestamentlichen Briefliteratur sehen wir christliches Gemeindeleben im Fluss, christliches Gemeindeleben in Entwicklung. Ich würde sagen: So wie der persönliche Glaube ein Prozess ist, so ist auch die Gemeinschaft der Glaubenden, die Kirche, immer in einem Prozess. Vielleicht war es ein Fehler der vergangenen Jahrzehnte oder der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte, Kirche als etwas Statisches zu begreifen, als einen monolithischen Block, der sich nicht bewegt und an dem auch nicht gerüttelt werden darf. Denn dadurch haben wir in der Kirche ein gewisses kreatives Denken verlernt. Oder vielmehr: Es wurde uns verlernt. Von denen, die es sich auf diesem monolithischen Block Kirche bequem gemacht haben, die diesen monolithischen Block Kirche als feudalen Thron verwendet haben, um sich selbst drauf zu setzen und es sich gut gehen zu lassen.

Ich möchte meinen Vortrag mit einer Gedankenübung des Philosophen Paul Watzlawick beginnen: 9 Punkte in symmetrischer Anordnung

. . .
 . . .
 . . .

Die Aufgabe gilt Ihnen: Verbinden Sie diese Punkte – alle 9 - mit vier geraden, zusammenhängenden Linien, also mit vier Geraden, ohne den Stift abzusetzen.

... ..

Was können wir daraus lernen? – Es gibt Aufgaben, die nur bewältigbar sind, wenn wir Grenzen überschreiten, wenn wir Mauern überspringen, und zwar Mauern in unserem Denken, Grenzen in unserem Kopf. Diese Grenzen hier ... existierten nur in unserem Kopf, nicht in der Wirklichkeit. Es war in der Aufgabenstellung keine Rede davon, dass wir innerhalb der Grenzen des Quadrats bleiben müssen, es war unser Denken, das uns diesen Streich gespielt hat. Hier bei dieser Übung können wir darüber schmunzeln, aber im Leben ist es anders: Wenn wir wichtige Aufgaben nicht lösen können, weil wir in unserem Kopf Mauern und Barrieren haben, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt, dann haben wir ein Problem. Aber Psalm 18 legt uns einen Pfad: „Mit meinem Gott überspringe ich Mauern“ sagt der Psalmist. Solche Zuversicht sollten wir entwickeln: als einzelne Christinnen und Christen, aber auch als Glaubensgemeinschaft. Denn eines ist klar: Als Kirche werden wir die heutigen Anforderungen nicht bewältigen können, wenn wir uns nicht bemühen, da und dort über das Gestern hinauszudenken. Tun wir das aber - überschreiten wir da und dort Grenzen, die sich in unserem Kopf festgesetzt haben -, dann ist die Lösung vielleicht sogar ganz leicht – wie bei unserem Beispiel: Hat man die Grenze erst einmal überschritten und den Gedanken auch auf das Terrain außerhalb gelegt, ist die Lösung relativ einfach.

Aber es braucht Mut und Vertrauen, Mauern zu überspringen und in Terrain jenseits bislang gedachter Grenzen vorzudringen. In der Religion wird dann oft schnell vor Häresie und Glaubensabfall, vor Identitätsverlust und einem Ende des Katholischen gewarnt, so als wäre nur das innerhalb der bekannten Grenzen katholisch und das außerhalb eben nicht oder womöglich gar vom Teufel. Aber wir sollten nicht vergessen: Die meisten Grenzen sind viel, viel jünger als die Kirche – will heißen: wurden erst irgendwann in der Kirchengeschichte gezogen – Jesus und dem Evangelium aber waren sie unbekannt! Und es könnte durchaus sein, dass wir beim Überspringen dieser Grenzen in Felder vorstoßen, die in Wirklichkeit sehr viel mit Jesus und der Jesusbotschaft zu tun haben, von denen sich die Kirche durch diese Grenzziehungen aber irgendwann abgekoppelt hat.

Für unser heutiges Kirche-Sein war es vor allem das 19. Jahrhundert, in dem verhängnisvolle Grenzen gezogen wurden: Papst Pius IX verlor mit dem Kirchenstaat seine weltliche Macht und um das zu kompensieren trieb man die geistliche Macht auf die Spitze: ein unfehlbarer Papst, eine ewig gültige katholische Wahrheit. Die Kirche hatte auf alles eine Antwort. Eine kleine Kostprobe:

Kleiner Katechismus der katholischen Religion, Linz 1898, mit Approbation des österreichischen Gesamtepiskopats: „Wodurch haben die ersten Menschen schwer gesündigt? - Die ersten Menschen haben dadurch schwer gesündigt, dass sie, vom Teufel verführt, von der Frucht eines Baumes aßen, die ihnen Gott verboten hatte.“

Oder: „Wann ist der verheißene Erlöser gekommen? - Der verheißene Erlöser ist ungefähr viertausend Jahre nach der Erschaffung der ersten Menschen gekommen.“

- Wir sehen schon: So einfach, wie hier dargestellt, ist die Wirklichkeit nicht, auch nicht die katholische. Da können die Bischöfe damals noch so sehr behauptet haben „Das ist die Wahrheit“ - die Welt hat sich doch weitergedreht, neues Wissen ist entstanden, neue Erkenntnisse wurden gewonnen und die katholische Lehre konnte – wenn sie nicht eine „Lehre von gestern“ sein wollte – nicht einfach stehen bleiben und so tun, als ob sie „die Welt da draußen“ – die Welt außerhalb der katholischen Grenzen - mit ihren Entwicklungen nichts angehe. Man musste also doch Mauern einreißen, Dinge weiterdenken und manchmal auch neu denken. Und so sind also auch in der Vergangenheit durchaus Grenzen gefallen: Berühmt ist etwa der Fall Galileo Galilei. 1632 von der kirchlichen Inquisition verurteilt und fast auf den Scheiterhaufen gekommen - hätte er seine wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht widerrufen -, gab die Kirche 100 Jahre nach ihm immerhin eine erstmalige Druckerlaubnis für die Gesamtausgabe seiner Werke, aber erst 1992 – also 360 Jahre nach seiner Verurteilung durch die Kirche – wurde Galilei von der Kirche formell rehabilitiert. 2013 hätte man in den Vatikanischen Gärten fast eine Skulptur von ihm aufgestellt.

Ein zweites Beispiel: Unter jenen 40 Thesen von Martin Luther, die Papst Leo X 1520 in einer eigenen Bulle verurteilte – bezüglich derer der Papst also sagte „Dieser Satz

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

ist falsch“ -, ist auch folgende These: „Dass Häretiker verbrannt werden, ist gegen den Willen des Geistes.“ Das bedeutet: Der Papst stellte sich mit der Verurteilung dieses Satzes explizit hinter das Agieren der Inquisition und hinter die grauenvolle Tötung andersdenkender Menschen. Gott sei Dank hat sich die Kirche auch in diesem Punkt weiterentwickelt: Die Inquisition als solche gibt es schon lange nicht mehr und im Jahr 2000 bat Papst Johannes Paul II in einem großen Mea Culpa, einem Öffentlichen Schuldbekenntnis, um Vergebung für die von Kirchenvertretern im Lauf der Geschichte verübte Gewalt und Intoleranz.

Ein drittes Beispiel: Als 1992/93 der sogenannte Weltkatechismus veröffentlicht wurde, der die gesamte Lehre der Kirche auf Punkt und Beistrich darlegen sollte, studierte ich gerade in Paris. Der Katechismus war zuerst in französischer Sprache erschienen und daher unter den französischen Katholiken damals in aller Munde. Und mit kirchlicher Lehrautorität hatten seine Verfasser – unter ihnen Kardinal Schönborn – sich darin auch zum Thema der Todesstrafe geäußert. Und dabei erklärt, dass die Todesstrafe unter bestimmten Umständen zulässig wäre. Ich – junger Student und voller Idealismus - war da ganz anderer Meinung und hielt an der unantastbaren Würde jedes Menschen und am unveräußerlichen Recht auf Leben fest. Meine Freunde aus meiner damaligen Pfarre in Paris aber – durch die Bank liebe, aber sehr konservative Leute -, machten mir ernste Vorwürfe: Der Katechismus lege die katholische Lehre verbindlich fest; diese sei wahr, ihr müsst ihr folgen. „Man muss das glauben“, haben sie mir gesagt. Auch in langen Gesprächen kamen wir auf keinen gemeinsamen Nenner. Was ich sagte, roch in ihren Augen nach Häresie, nach Glaubensverrat, nach außerhalb der Grenzen des Katholischen stehend. Aber welche Freude hatte ich 2018, als Papst Franziskus genau diesen Abschnitt des Katechismus revidierte und die Todesstrafe als unzulässig einordnete, weil sie eben gegen die Unantastbarkeit und Würde der Person verstoße! Ich habe mich gefragt: Hat sich in diesem Vierteljahrhundert die Wahrheit verändert? Oder hat die Kirche neue Zugänge zur Wahrheit gefunden?

Die Welt dreht sich, die Gesellschaft ändert sich, neue Fragen tauchen auf: Wie sollte da nicht auch das Nachdenken der Kirche immer weiter voranschreiten und neue Antworten finden, um dem Evangelium bleibend nahe zu sein?!

Kirche neu denken, die Kirche nicht nur im Hinblick auf ihre Strukturen, sondern auch auf ihre Lehre fortentwickeln – das hat schon eine gute Praxis, das hat alte Tradition, das steht auf durch und durch katholischen Beinen. In den Geisteswissenschaften nennt man das „Fortschreibung“: Die griechische Philosophie etwa blieb nicht bei Sokrates stehen, sondern aus der sokratischen Philosophie ging die platonische hervor und aus dieser wiederum die aristotelische, usw.; oder ein Beispiel aus der Musik: „Mozarts Geist aus Haydns Händen“ – so wird Beethoven oft genannt. Wie gut, dass es Fortentwicklung, Fortschreibung, gegeben hat in der Wiener Klassik! Was wäre der Welt entgangen, wenn Beethoven sich nur auf das Bewahren von Haydn oder Mozart beschränkt hätte?! Es gäbe keine Mondscheinsonate und keinen Fidelio, keine Schicksalssymphonie und auch keine Ode an die Freude ... Wir sehen: Bewahren allein ist zu wenig, es braucht auch Weiterentwicklung, es braucht auch Fortschreibung, es braucht das Überspringen von Mauern, wie es schon in den Psalmen steht.

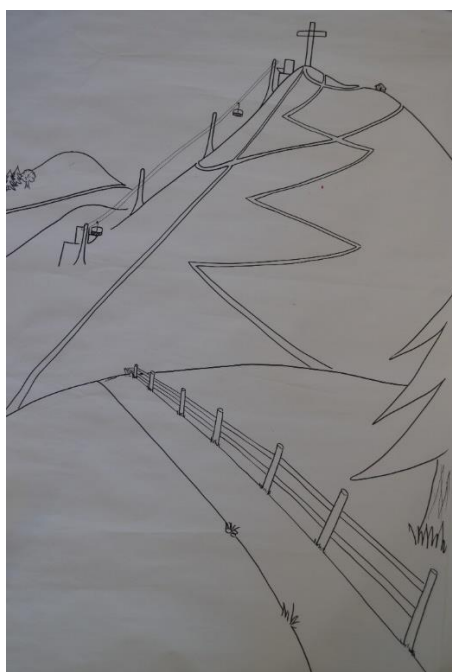
Es war kein Geringerer als Papst Benedikt, der sich diesem Thema intensiv zugewandt hat. Er versuchte die Entwicklung der kirchlichen Lehre dabei stets im Licht einer „Hermeneutik der Kontinuität“ darzulegen, im Unterschied zu einer „Hermeneutik des Bruches“, wie er das nannte. Hermeneutik meint die Kunst des Verstehens. Joseph Ratzinger alias Papst Benedikt war es wichtig, jede kirchliche Entwicklung im Lichte der Kontinuität zu verstehen. Er wird es gut gemeint haben, aber in dieser Totalität ist es fatal. Denn wenn Brüche kategorisch verboten sind, wenn man mit einer einmal vertretenen Position nie brechen darf, dann kann es auch keine echten Kurskorrekturen geben und wären sie noch so wichtig. Dann können maximal kleine Schrittden unternommen werden, um in einer Sackgasse nicht ganz gegen die Wand zu fahren. Aber Aufbrüche zu neuen Ufern, neue Zugänge zu einem Thema, neue Anläufe für eine neue Zeit – das alles gibt es da nicht. Ratzingers Ansatz ist der

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

folgeschwere Versuch, die Kirche als homogenes Gefüge über die Zeiten zu verstehen. Aber das greift zu kurz und es ist auch kirchengeschichtlich nicht haltbar. Und darüber hinaus sollte nicht vergessen werden, dass sich das Leben sowieso immer *auch* in Brüchen entwickelt: Unser aller Leben ist auch durch Brüche gegangen; das gilt individuell für uns als Einzelne wie auch soziologisch im Hinblick auf Staat und Kirche. Und nicht selten waren und sind es gerade auch die Zeiten der Brüche, die Menschen weiterbringen und denen im Nachhinein viel an Klärung und Identität zu verdanken ist.

Was heißt das alles? Es heißt, dass Kirche nicht einfach eine statische, unverrückbare Größe ist, sondern ein dynamisches Geschehen; dass Kirche auf einem Weg ist, auf einem Weg mit Auf und Ab, mit Vor und Zurück, auf einem spannenden Weg durch die Zeiten. Kennen können wir nur jenen Teil des Weges, der bereits gegangen ist. Den Weg, der in der Zukunft liegt, müssen wir erst vertrauensvoll finden. Ausloten, ausprobieren, losgehen – das ist die Forderung des Augenblicks. Wir wissen: Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.

Und so ist es also das Bild des Weges, dem ich mich nun im Weiteren zuwenden möchte. Genauer gesagt wähle ich das Bild einer Bergtour.



Eine Tour in den Bergen beginnt üblicherweise damit, dass ich mich für ein Ziel entscheide. Bei der Tour des Glaubens ist es nicht anders: Da stellt sich auch die Frage „Wo will ich hin? Was ist mein Ziel?“ Haben Sie über diese Frage schon einmal tiefer nachgedacht?: Was ist das Ziel Ihres Glaubensweges? Wo wollen Sie hin? – Manchmal habe ich bei meinen Bertouren auch das Gefühl, dass nicht ich den Berg aussuche, sondern der Berg mich. Im Bergsteigerjargon heißt es dann „Der Berg ruft!“. Wir können das auch auf Gott umlegen: „Gott ruft!“ und es stellt sich die Frage: Bin ich bereit hinzuhören, mich diesem Rufen Gottes auch auszusetzen und mich von ihm anziehen zu lassen, so wie der Ruf der Berge den Bergwanderer auch dazu bringt, den Rucksack zu packen und loszugehen? So müsste der Ruf Gottes auch uns in Bewegung bringen: als individuelle Christen, aber auch als Kirche.

Das Ziel ausgewählt zu haben, den Gipfel von unten vielleicht sogar schon zu sehen, ist ein wichtiger Schritt, aber es ist noch nicht einmal der Weg. Um einen solchen zu finden, braucht es Hilfen. Und eine der wertvollsten Hilfen ist wohl eine Landkarte. Eine Landkarte hilft, einen guten Weg zu finden.

Wie ist das für den Weg des Glaubens? - Da gibt es auch Landkarten und Wegweiser. Eine dieser Hilfen - und vielleicht sogar die wichtigste - ist die Heilige Schrift. Freilich müssen wir sie auch lesen können. Als Kind stand ich einmal völlig ratlos vor einem Busfahrplan: Da waren alle Informationen drauf, die ich brauchte, aber ich wusste nicht, wie man einen Busfahrplan liest. Oder ein anderes Beispiel: Stellen Sie jemanden vor ein Notenblatt von Mozarts Kleiner Nachtmusik: Wenn er kein Musiker ist, wenn er des Partiturlesens nicht mächtig ist oder womöglich gar keinen Sinn hat für musikalische Phrasen, wird sich ihm der Inhalt dieser Komposition nicht offenbaren, die Melodien werden in ihm nicht zu klingen beginnen und er oder sie wird nicht fassen können, was Mozarts Geist da geschaffen hat. Und so wie ein Notenblatt ist auch die Bibel nicht einfach selbsterklärend. Auch im Bibellesen brauchen wir Hilfestellungen. Hoffentlich finden wir sie dann und wann in einer guten Predigt, in einem Bibelkommentar, in einer pfarrlichen Bibelrunde, in einer KBW-Veranstaltung ... Solche Hilfestellungen sind wichtig: Denn wir sind dem Geist der

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

Bibel verpflichtet und nicht ihrem Buchstaben. Buchstabenlesen ist leicht, aber Sinnerfassen ist schwierig. Wie schwierig erst bei alten Texten wie denen der Bibel: Nehmen Sie beispielsweise nur das Wort „Weib“ – dann sehen Sie, wie sich schon die Bedeutung eines einzelnen Wortes wandeln kann, welche Konnexe auf einmal mitschwingen können, die der biblische Autor zu seiner Zeit gar nicht im Blick gehabt haben konnte. Und daher: Die Landkarte selbst ist noch nicht automatisch hilfreich, man muss sie auch lesen können.

Wer die Landkarte aber zu lesen versteht, findet schließlich einen Weg. Meistens ist es freilich so, dass es nicht nur einen gibt. In der Welt unseres Glaubens ist es nicht anders: Papst Benedikt wurde am Anfang seiner Amtszeit einmal gefragt, wie viele Wege es zu Gott gibt. Seine Antwort: „So viele, wie es Menschen gibt auf Erden!“ – Was für ein weiser Satz! Aber wie wenig hat die Kirche gerade in seiner Zeit dieses Wort beherzigt?! Wie sehr haben Hardliner in seiner Sogwirkung einer uniformen Kirche das Wort geredet, von einer engen Spur geträumt, der man als Katholik/in zu folgen habe und von der man nicht abweichen dürfe?! Dabei liegt doch schon dem Wort „Katholisch“ eine große Weite zugrunde, bedeutet katholisch doch „allgemein, allumfassend“ - kata holos: gemäß dem Ganzen - und schließt von seinem ursprünglichen Verständnis alle ein, die sich zu Jesus Christus bekennen. Uniformität in den Wegen der Nachfolge Jesu und des Christseins war nie vorgesehen und hat es auch nie gegeben: So bekannte sich schon die Kirche der Apostel dazu, dass es verschiedene Wege geben könne, wie wir am sogenannten Apostelkonzil in der Mitte des ersten Jahrhunderts erkennen können: Da wurde festgelegt, dass die Heidenchristen die jüdischen Gebote nicht alle befolgen mussten, die die Judenchristen aber sehr wohl eingehalten haben. Oder etwas später: In Ägyptens und Syrien entwickelte sich im 3. und 4. Jahrhundert die Askese der Wüstenväter, während in Rom und Korinth christliche Familien ganz normal in der Gesellschaft ihrer Zeit lebten. Wie sollte es auch anders sein?! Menschen und Kulturen sind so vielfältig und verschieden, dass auch die Wege des Glaubens vielfältig und verschieden sein müssen, damit der Mensch und das Menschliche nicht auf der

Strecke bleiben. Der tschechische Soziologe und Priester Tomáš Halík spricht in diesem Kontext von einem „Christentum mit vielen Gesichtern.“

Schnell aber wird dann oft die Frage laut, welcher Weg nun der bessere sei: der des fürsorglichen Familienvaters in Rom oder der des asketischen Wüstenvaters in den Dünen Algeriens? Der des gesetzestreuen Judenchristen oder der des Freiheit lebenden Heidenchristen?! Hier ist zu warnen: Es gibt keine besseren und keine schlechteren Wege, es gibt nur Wege, die besser für die einen oder besser für die anderen sind. Denn darum geht es: dass jeder den für ihn passenden Weg findet, dass jede auf dem Weg gehen kann, der ihren Bedürfnissen entspricht. Im Hinblick darauf, dass es angesichts der Vielfalt und Buntheit der Menschen für jeden Weg jemanden Passenden geben wird, dürfen wir vertrauensvoll annehmen, dass jeder Weg sehr gut ist - wenn er nur zum Ziel führt!

Ich möchte Sie an dieser Stelle kurz in eine Feinheit der lateinischen Sprache einführen: Das Lateinische kennt als höchste Steigerungsstufe eines Adjektivs nicht nur einen Superlativ, sondern auch einen Elativ: Der Begriff „via optima“ kann nicht nur übersetzt werden mit „Der beste Weg“, sondern auch mit „Der sehr gute Weg“ und das Wort „puella pulcherrima“ nicht nur mit „Das schönste Mädchen“, sondern auch mit „Das sehr schöne Mädchen“. Bei „puella pulcherrima“ drängt sich eine solche Übersetzung sogar geradezu auf: Sagt nicht auch der Volksmund, Schönheit liege im Auge des Betrachters? Natürlich kommt es immer auf den Kontext an. Aber die lateinische Sprache weist uns mit der Feinheit des Elativs einen Weg: Wir sollten aufhören, immer nach Superlativen zu streben und immer alles klassifizieren und werten zu wollen. Können wir – gerade als Christinnen und Christen – die Dinge nicht alle gut und sehr gut sein lassen?! Können wir nicht sagen, dass der Rosenkranz eine sehr gute Gebetsform ist, ebenso aber auch die stille Meditation? Dass die Eucharistiefeier eine sehr gute Gottesdienstform ist, ebenso aber auch die Wortgottesfeier? Oder der Versöhnungsgottesdienst ebenso wie die Beichte? Oder dass der frei gewählte Zölibat eine gute Form der Jesusnachfolge ist, ebenso aber

auch der Weg der Partnerschaft und Ehe?! Dass ein Mann ein sehr guter Priester sein kann, ebenso aber auch eine Frau?! - Es ist die „Kunst des Elativs“, die ich Ihnen ans Herz legen möchte. Ich bin davon überzeugt, dass diese Kunst des Elativs ein wichtiges Kriterium ist für die Frage, ob christliches Gemeindeleben gelingen kann oder ob es in der Zukunft immer weniger gelingen wird, weil wir Wertungshierarchien folgen, die ausgrenzen und so alles kaputt gehen lassen.

Zurück zu unserem Weg: Eine Bergtour macht man gern in Gemeinschaft. Auch auf der Tour des Glaubens tut Gemeinschaft gut. Jesus sagt „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Und als er die 72 Jünger in die umliegenden Dörfer aussendet, da schickte er sie nicht einzeln los, sondern zu zweit. Wer auf dem Weg des Glaubens unterwegs sein will, tut gut daran, sich nach Weggefährtinnen und Weggefährten umzusehen. Und wie bei einer Bergtour ist es auch im Glauben nicht egal, mit wem ich gehe. Er oder sie muss zu mir passen. Der eine will schneller gehen, die andere langsamer, der eine will öfter stehen bleiben, um sich den kleinen Wundern am Wegrand zu widmen, die andere will in einem durchmarschieren; und ich würde wieder den Elativ bemühen: Alles ist sehr gut. Es geht nur darum, dass ich mir aus diesen sehr guten Optionen die für mich passende herausuche.

Die kirchliche Realität zeigt freilich, dass die verschiedenen Wandergruppen oder Seilschaften sich das „Sehr-gut-Sein“ gegenseitig schnell einmal absprechen. An einem relativ harmlosen Beispiel deutlich gemacht: Als ich vor langer Zeit in meiner Pfarre als Pastoralassistent begonnen habe, hörte ich da manch abfällige Bemerkung über das Rosenkranzgebet: Das sei ja nur eine fade, inhaltlose Leier – so war die Meinung einiger Gemeindemitglieder. Wir haben für die Totengebete dann alternativ – zur freien Auswahl durch die Angehörigen – eine zweite Form entwickelt, meditativ, mit Musik und Nachdenktexten, mit eher wenig explizitem Gebet, aber viel Besinnung. Das sei ja nicht einmal ein richtiges Gebet, haben dann andere wieder kritisiert. Ich habe oft und immer wieder dagegehalten: Wir dürfen die beiden

Formen nicht gegeneinander ausspielen, jede hat etwas für sich, jede ist sehr gut. Und siehe da: Wir haben heute in der Pfarre beide Formen, sie sind voll akzeptiert und es gibt sogar Totengebete, die beide Formen miteinander verknüpfen. Der Elativ ist Wirklichkeit geworden.

Aber schauen wir in das Feld der großen kirchlichen Gemeinschaft: Da sind so viele verschiedene Gruppen unterwegs. Die Verschiedenheit könnte eine riesengroße Chance sein, Katholizität im besten Sinn des Wortes. Aber diese Chance scheint in unseren Tagen zunehmend zu verpuffen. Weil es Gruppen gibt, die mit dem Elativ nichts anfangen können. Die es nicht aushalten, wenn andere auf einem anderen Weg unterwegs sind als sie selbst, die diesen Anderen das Katholisch-Sein am liebsten gleich ganz absprechen und die ihre eigene Identität weniger in der Ausrichtung auf das große Ziel zu entwickeln scheinen als vielmehr in der Abgrenzung von den anderen und im Schlechtmachen der anderen. Aber Abgrenzung und Ausgrenzung war die Sache Jesu nicht. „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns“, sagt Jesus im Markus-Evangelium. Jesus hat es ausgehalten, dass andere auf anderen Wegen unterwegs waren. Und es ist für mich nicht einsichtig, warum die Kirche verschiedene Wege heute nicht mehr aushalten sollte. Ich erinnere noch einmal an das von Papst Benedikt zitierte alte Wort: Es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt auf Erden.“ Diese Vielfalt der Wege ist anzuerkennen, diese Vielfalt der Wege ist gut.

Und es kann höchst spannend sein, diese Vielfalt der Wege miteinander ins Gespräch zu bringen. Ist es nicht bei einer Bergtour auch so, dass man dort, wo verschiedene Wege wieder zusammenkommen, vielleicht mit anderen Wanderern oder Kletterern ins Gespräch kommt, um zu erfahren, wie der andere Weg war, wie der andere Weg ist?! Das kann bereichernd sein, denn ich bin ja nur den einen Weg gegangen und über den anderen kann ich nur von anderen erfahren. Wegerfahrungen von Zeit zu Zeit zusammenzulegen und sich darüber auszutauschen kann eine Tour zusätzlich interessant machen. Darin liegt vielleicht auch die große Chance des Synodalen

Prozesses, der jetzt gerade in der Weltkirche läuft und bei dem die Delegierten aus aller Welt sich darüber austauschen, wie sie Kirche erleben und wie sie die Wege der Kirche in der Zukunft anlegen möchten. Das ist freilich auch anstrengend und herausfordernd. Laut Kardinal Matteo Zuppi, dem Vorsitzenden der italienischen Bischofskonferenz, liegt die Herausforderung darin, dass wir erst lernen müssen, gemeinsam zu gehen. Ob das nicht auch ein Eingeständnis ist über die Kirchenpolitik der vergangenen Jahrzehnte und eineinhalb Jahrhunderte?! Das Gemeinsam-Gehen aber lernst du nicht von heute auf morgen! Das braucht Übung, viel Übung. Daher würde ich solche Synoden – vorausgesetzt, es gilt dort das „freie Wort“ und nicht die Angst – auch wirklich für jede Diözese und jede Pfarrgemeinde empfehlen: Möglichkeiten, miteinander ins Gespräch zu kommen, Möglichkeiten des freien Austauschs, ohne gleich wieder „etwas zu müssen“ und vor allem auch ohne zu werten. Einfach miteinander reden: „Wie siehst du dich in unserer Gemeinschaft? Wie geht es dir auf dem Weg? Wie erlebst du unsere Pfarre?“ Und auch dafür wird es wieder verschiedene Formate geben, und wir brauchen nicht abzustimmen, welches das beste ist. Der eine kommt zu einem Diskussionsabend, die andere zu einem Lesekreis, der dritte zu einem Pfarrcafé. Alles ist gut.

Der Hinweis auf die Bedeutung des Elativs soll freilich nicht den Eindruck erwecken, dass alles gleich wäre oder gar, dass ALLE gleich wären. Nein, die Verschiedenheit ist ein Charakteristikum des Menschlichen und entsprechend bilden sich auch in einer Gemeinschaft verschiedene Rollenbilder heraus, ob das nun eine Wandergruppe in den Bergen ist oder eine kirchliche Gemeinschaft wie eine Pfarre. Und damit kommen wir zu einem Thema, welches in den letzten Jahrzehnten an Brisanz gewonnen und derzeit immens an Deutlichkeit und Prägnanz zugelegt hat: Es geht um die Frage, wer vorangehen darf, wem man die Kompetenz zuspricht bzw. wem man es zutraut, dass er die Gruppe leitet oder begleitet: Wenn Kirche das pilgernde Volk Gottes auf dem Weg ist, wie das Zweite Vatikanum und Papst Franziskus es nahelegen, dann ist die Frage berechtigt: Wer führt dieses Volk an? Wer ist der Moses in der Wüste der

Welt? Wem wird das Vertrauen ausgesprochen oder die Kompetenz zugesprochen, die Menschen auf dem Weg zu Gott zu begleiten?

Denken Sie jetzt nicht gleich an den Papst oder an den Bischof, bleiben Sie bei Ihnen hier in Baumgartenberg oder im Seelsorgeraum Machland. Fragen Sie sich „Wie ist es hier bei Ihnen?“, fragen Sie aber auch „Wie könnte es sein? Wie würden Sie es wollen, wie würden Sie es sich wünschen?“ Trauen Sie sich in Ihrem Denken – und in weiterer Folge in Ihrem Handeln – zu, das alte Korsett aufzusprengen, die Mauern zu überspringen und Neues zu wagen.

Die offizielle Kirchenposition ist klar: Es ist der Priester, der die Gruppe führt. Da möchte ich als Erstes fragen: Warum nicht auch die Priesterin?? - Die Frauenfrage gehört zu den wundesten Punkten, an denen unsere Kirche leidet. Die Fokussierung auf das Y-Chromosom als Voraussetzung der Zulassung zum Priesteramt ist ein schmerzlicher Verstoß gegen den Gleichheitsgrundsatz des frühen Christentums, wie wir ihn im Neuen Testament finden – Gal 3,28: „Da ist weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder Mann noch Frau. Sondern ihr alle seid eins in Christus Jesus“. Aber nicht nur das: Der Ausschluss der Frauen vom Priesteramt ist darüber hinaus auch eine eklatante Verletzung der Menschenrechte und ich bin völlig überzeugt: Es werden Zeiten kommen, in denen die Regierungen aufgeklärter Staaten bei dieser Frage nicht mehr länger wegschauen, wie sie es gegenwärtig noch tun, weil sie sich nicht in die angeblich inneren Angelegenheiten der Kirche einzumischen trauen. Es werden Zeiten kommen, da wird man diese falsche Rücksichtnahme aufgeben und es ganz klar als Diskriminierung erkennen und behandeln, wenn Frauen vom Priesteramt und damit auch von den wichtigsten Leitungsaufgaben der Kirche ausgeschlossen sind.

Denn das kommt ja noch dazu: dass der Ausschluss vom Priesteramt auch den Ausschluss von den wirklichen Leitungsmännern der Kirche bedeutet. Das ist freilich auch für die Kirche selbst ein Kamikaze-Faktor: Wer kann Pfarrer werden? Wer kann Dechant sein, Bischof oder Kardinal? – Jede vernünftige Firma würde sagen „Wir

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

nehmen die Fähigsten, die mit Leitungsscharisma und allem, was dazugehört.“ Nicht so die Kirche: Da müssen die Leitungsfunktionen aus dem denkbar kleinsten Segment der Priester besetzt werden. Nur 0,03 % aller Kirchenmitglieder weltweit sind Priester, 99,97 % der Katholikinnen und Katholiken sind es nicht und werden daher von vornherein von den wichtigsten Leitungsfunktionen der Kirche ausgeschlossen. Was wird das für die Qualität kirchlicher Leitung bedeuten? Wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, dass man da die besten bekommt?! Überlegen Sie aber auch: Was wird es für die Lebenszufriedenheit von Priestern bedeuten, denen man Leitungsverantwortung aufs Aug drückt, weil ja doch jemand leiten muss, die dann aber erkennen, dass Leitung gar nicht zu ihren Stärken gehört und sie dadurch permanent überfordert sind?! Es gibt Beispiele über Beispiele von überforderten und unglücklichen Priestern. Sie sind Opfer einer Kirchenpolitik, die alle Macht und Kompetenz in einem ausschließlich männlichen Priesteramt gebündelt sehen will.

Dass aber auch Frauen Priester werden könnten, ist kein so junges Thema wie man aufs Erste meinen würde. Die heilige Thérèse von Lisieux – auch kleine heilige Thérèse genannt - schrieb schon im 19. Jahrhundert wortwörtlich in einem Brief „Ich fühle mich zum Priester berufen!“ – Zitat einer heiliggesprochenen Frau! Und es gibt auch heute noch viele Frauen, die diesen Ruf Gottes verspüren. Nachzulesen im Buch der deutschen Ordensschwester Philippa Rath „Weil Gott es so will. Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin“: 150 Zeugnisse von Frauen, deren priesterliche Berufung von der Kirche nicht anerkannt wurde bzw. wird. Eine Ansammlung von Geschichten über Verletzungen, Ausgrenzungen und Ungerechtigkeiten. Erst wer dieses Buch gelesen hat, wird ermessen können, welche Chancen da verspielt und welcher Schaden da angerichtet wird, wenn die Kirche Frauen vom Priesteramt kategorisch ausschließt. Mittlerweile gibt es ein zweites Buch dazu, in dem sich Männer darüber äußern, weil das Frauenthema eben nicht nur die Frauen angeht, sondern alle. Und in diesem zweiten Buch schreibt der österreichisch-brasilianische Bischof Erwin Kräutler in sehr persönlicher Weise: „Meine ... verstorbene Schwester ... war Ordensfrau und als Pastoralassistentin

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

jahrzehntelang in der Pfarre ... >priesterlich< tätig. Mit viel Freude leitete sie Bibelgruppen, hielt mit Erlaubnis des Pfarrers bei Sonntagsgottesdiensten die Predigt, die sie sorgfältig und mit viel Einfühlungsvermögen vorbereitete, weil sie die Nöte und Sorgen, Freuden und Hoffnungen der Menschen kannte. Eng war sie mit den Familien ihrer Gemeinde verbunden, setzte sich für Benachteiligte ein, führte Trauergespräche, gestaltete Beerdigungsgottesdienste. Immer wieder fragte sie mich, wenn ich in Österreich war: >Warum, um Gottes willen, bin ich von der Priesterweihe ausgeschlossen? Nur weil ich eine Frau bin?“ Nun ist sie tot. Aber ihre Frage brennt mir auf dem Herzen.“

Wenn Bischof Kräutler sagt, die Frage brenne ihm auf dem Herzen, dann möchte ich weiter formulieren: Der Brand, den das unsinnige Beharren der Kirchenleitung auf den Zugangsbeschränkungen zum Priesteramt ausgelöst hat – dazu gehört freilich auch der vor knapp 1000 Jahren eingeführte, aber kaum einmal wirklich funktioniert habende Zwangszölibat - lodert mittlerweile so stark, dass er das ganze Weihepriestertum zu verschlingen droht. Denn in immer mehr Gemeinden gibt es keinen Priester mehr. Formell gesehen ist vielleicht noch überall irgendwie einer zuständig. Aber ist er auch da? Und reichen seine Präsenz und seine Fähigkeiten, die Gemeinde priesterlich zu leiten und zu begleiten? Wenn dem aber nicht so ist – und es ist oft nicht so -, was bedeutet das dann für die Gemeinde? Kann sie auch ohne Priester Kirche Jesu Christi sein?

Es verbietet sich, die Antwort auf diese Frage im Kirchenrecht zu suchen. Wir müssen bei Jesus andocken. Er ist das Fundament, auf dem unser Glaube steht, das Maß, an das wir uns halten müssen.

Und da – in der Konzentration auf Jesus - wartet nun gleich eine erste Überraschung auf uns, nämlich: Das Priesterthema kommt - wie man bei Hans Küng schon 1971 lesen konnte – in all dem, was Jesus sagt und erzählt, nur ein einziges Mal vor. Freilich redet Jesus viel von Nachfolge, er spricht von den Arbeitern, die die große Ernte einbringen sollen, usw. Aber in all den Lehrgeschichten, den Gleichnissen, den

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024 , Baumgartenberg)

Parabeln, in denen Jesus seinen Zuhörerinnen und Zuhörern das Leben erschließt, kommt das Priesterthema nur ein einziges Mal vor. Das gibt dann doch zu denken: Wenn Priester für die Kirche Jesu Christi wirklich so zentral wichtig sind wie wir heute im Gefolge des Konzils von Trient (16. Jh.) und des 1. Vaticanums (19. Jh.) glauben sollen, dann stellt sich die Frage: Warum redet Jesus, der Stifter unseres Glaubens, nicht öfter von Priestern, warum sagt er nicht zu Petrus oder sonst einem aus seiner Schar „Du sollst Priester sein!“? oder warum erzählt er nicht wenigstens eine Geschichte, aus der die grundlegende Bedeutung so eines Priesters hervorgeht?! Nichts von alledem. Nur dieses eine einzige Gleichnis, in dem Jesus einen Priester auftreten lässt.

Schauen wir uns diese Bibelstelle an – und kommen wir damit zur zweiten Überraschung. Es heißt da: „Ein Mann ging von Jerusalem hinab nach Jericho.“ Sie ahnen schon, was kommt: die Geschichte vom barmherzigen Samariter: Ein Mann fällt unter die Räuber und bleibt halbtot liegen. Ein Priester kommt vorbei ... und geht vorüber; ein Levit kommt vorbei – ein Tempeldiener – auch der geht vorüber. Zuletzt kommt ein Samariter, ein Fremder und Andersgläubiger. Der erbarmt sich des Geschlagenen, versorgt den Verletzten, bringt ihn in eine Herberge und zahlt für seine Genesung. Die Frage Jesu am Ende der Geschichte ist rhetorisch: „Was meinst du, wer von diesen dreien hat sich dem unter die Räuber Gefallenen als Nächster erwiesen?“ ... Und dieses Gleichnis nun – überliefert in Lk 10 – ist das einzige Mal, dass Jesus in seinen Parabeln und Geschichten einen Priester bringt: das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das genauso gut auch die Überschrift tragen könnte „Das Gleichnis vom unbarmherzigen Priester“. Und bedenken wir noch etwas: Jesus selbst war auch kein Priester im damaligen Sinn. Er war ein Laienprediger und Anführer einer Laienbewegung; Papst Benedikt spricht vom laikalen Charakter der Jesus-Bewegung. Die Priester, die waren auf der anderen Seite, auf der Seite derer, die Jesus bekämpften, weil er ihnen und ihrer Tempelwirtschaft gefährlich wurde; Priester und Hohepriester waren es auch, die Jesus schließlich zu Fall brachten. Wir kommen nicht umhin, wir müssen es in dieser Deutlichkeit sagen: Das Verhältnis

zwischen Jesus und den Priestern seiner Zeit war ein angespanntes, ja sogar ein gestörtes. Und dahinter liegen nicht einfach persönliche Animositäten – im Sinn von „Mein Gott, die konnten halt nicht miteinander!“ -, sondern da ging es um eine zutiefst theologische Frage! Der Grund für die Gegnerschaft zwischen Jesus und den Priestern seiner Zeit war theologischer Natur! Theologie ist die Lehre von Gott, die Suche nach Antworten auf die Frage „Was können wir von diesem Gott sagen? Was glaube ich von diesem Gott?“ Und da zeigen sich eklatante Unterschiede zwischen dem, was die jüdische Religion damals lehrte und dem, was Jesus dazu sagte bzw. daraus machte.

Der deutsche Neutestamentler Martin Ebner nimmt dieses Thema scharf in den Blick. Vor eineinhalb Jahren erschien sein Buch „Braucht die katholische Kirche Priester?“; in 12 neutestamentlich fundierten Schritten gibt er darauf Antwort.

Ebner geht zunächst der Rolle der Priester im damaligen Judentum nach: Die Aufgabe der Priester war es, auf dem Altar des Tempels nach genau vorgeschriebenen Riten Tieropfer darzubringen. Wir kennen das auch von heidnischen Priestern. Das Besondere am jüdischen Priester aber war seine Vollmacht, dass er mit diesem Opfervorgang Sündenvergebung erwirken konnte. Das heißt: Der sündige Mensch kommt mit einem Opfertier zum Priester, überträgt durch Handaufstimmung seine Sünden auf das Opfertier, das Tier, das nun die Sünden trägt, wird geschächtet und der Priester – und nur er allein – gießt dann das Blut des geschächteten Opfertieres auf Teile des Altars, womit die Opferung vollbracht wird. Und diese Ausgießung des Blutes auf den Altar, die war gemäß jüdischem Gesetz dem Priester vorbehalten. Und das bedeutet, dass dem Priester in diesem Vorgang von Opferung und Sündenvergebung eine absolut unverzichtbare Rolle zukam.

In der frühchristlichen Gemeinde aber gab es eine solche Priesterrolle nicht mehr: Da gab es zwar durchaus verschiedenste Gemeindefunktionen – Lehrer, Apostel, Gesandte, Presbyter, also Älteste – aber keine Priester. Und das hat einen Grund: Es braucht im Verständnis dieser frühchristlichen Gemeinde keinen Priester mehr, weil die liturgische Handlung der christlichen Kirche ja nicht aus einer Opferung im

jüdischen Sinn besteht, sondern aus einem Erinnerungsmahl: Tut dies zu meinem Gedächtnis ...

Und die zentrale Auflage für dieses Erinnerungsmahl ist, dass es ein Gemeinschaftsmahl aller Getauften sei, dass allen Kindern Gottes, die da versammelt sind, die gleiche Würde zugesprochen wird und daher auch alle gleichwertig zu behandeln sind. Noch einmal der Galaterbrief: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid >einer< in Christus Jesus“. Das ist die Latte, an der sich das Herrenmahl messen muss. Wer zu dieser Gemeinschaft gehört, ist – so formuliert es Ebner – mit der Taufe in einen neuen Sozialraum eingetreten, der keine Zuordnung von Menschen in über- und untergeordnete Kategorien mehr erlaubt. Eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern ist es, die das Neue Testament da zeichnet. Die Neustamentlerin Marlis Gielen – Universität Salzburg – schlussfolgert daraus: „Wenn die Taufe grundlegend alle Täuflinge gleichgestaltet ... und wenn dadurch alles, was Menschen in dieser Welt trennt, in der Gemeinschaft der Christusgläubigen ... irrelevant wird, dann kann und darf nicht in genau dieser Gemeinschaft durch die Weihe ein neuer, ontologisch definierter Standesunterschied zwischen Laien und Klerikern begründet werden. Wird Gal 3,27f wirklich ernst genommen, bedeutet dies unweigerlich das Ende eines >Zwei-Klassen-Christentums< samt der darin implizierten Gefahr eines klerikalen Machtmissbrauchs.“ Marlis Gielen spricht von einem „Zwei-Klassen-Christentum“, der Wiener Pastoraltheologe Paul Zulehner – selbst Priester – sagt „pastorales Grundschisma“ dazu, nennt es also eine Kirchenspaltung, die hier zwischen Klerikern und Laien gegeben sei. Egal wie man dazu sagt: Im Sinne Jesu ist das nicht.

Das alles heißt freilich nicht, dass es im Neuen Testament keine Priestertheologie gäbe. Es gibt sie, aber es gibt sie nicht in dem Sinn, dass ein paar besonders Erwählte zu Priestern geweiht würden. Nicht einmal jene jüdischen Priester, die sich laut Apg 6 zum Christusglauben bekehrt haben, nahmen in der christusgläubigen Gemeinde eine priesterliche Sonderrolle ein. Das Priesterthema begegnet in einem ganz anderen

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

Sinn: entweder fokussiert ausschließlich auf den einen Hohepriester Jesus Christus, oder aber ganz allgemein projiziert auf alle Getauften gemeinsam.

Zunächst der Blick auf Jesus Christus als den Hohepriester schlechthin: Jesus Christus hat in seinem Lebensopfer – wie Hans Küng es nennt -, ultimativ hingegeben im Kreuzesopfer – wie Martin Ebner formuliert -, endgültig Erlösung gebracht, sein Leben, ultimativ bezeugt am Kreuz, hat dem Menschen sozusagen den Himmel geöffnet und die Möglichkeit zur Versöhnung mit Gott gegeben, Jesus Christus ist sozusagen DER Hohepriester, der durch sein Lebens- und Kreuzesopfer dem einzelnen Getauften einen direkten und unmittelbaren Weg zu Gott eröffnet hat. Damit braucht es keinen exquisiten Opferpriester mehr wie im Judentum, das Wort „Opfer“ erhält jetzt eine ganz andere Bedeutung - Hebr 13: „Durch Christus lasst uns also Gott allezeit das Lobopfer darbringen, nämlich die Frucht der Lippen, die seinen Namen preisen.“ Und weiter: „Vergesst nicht wohlzutun und mit anderen zu teilen; denn an solchen >Opfern< hat Gott Gefallen.“ – Das ist eine ganz neue, eine den Menschen zugewandte Opfertheologie, die dieser neutestamentliche Befund ergibt. Und zu diesem Opfer sind alle Getauften gerufen, ausnahmslos soll ihr Leben ein solches Opfer sein und so verwirklichen sie das gemeinsame Priestertum des Gottesvolkes. Eigene spezielle Priester sind da nicht mehr vonnöten.

Ebner – und vor ihm auch schon Walter Kirchschräger, ebenfalls Neutestamentler, Luzern - legt für diese Sicht der Dinge mehrere biblische Belege vor, vom ersten Petrusbrief über 1 Kor 11 bis zur Offenbarung des Johannes. Entscheidend ist: Die Gegenüberstellung von Priestern und Nicht-Priestern ist in der frühchristlichen Konzeption aufgehoben; ja mehr noch: Ein solches Gegenüber, eine solche Diskrepanz zwischen zwei Kategorien von Menschen, zwischen zwei Ständen, wie man seit dem Mittelalter sagt, wäre in den Augen des frühen Christentums Verrat an der Sache Jesu. Stattdessen: Eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern in Christus, Gleichwertigkeit, Augenhöhe, das ist die Vision der frühen Kirche.

Aber es gibt nicht nur das Neue Testament. Es gibt auch Kirchengeschichte. Und auch die müssen wir berücksichtigen: Das Wachsen der Kirche erforderte bald die Bildung

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

von Strukturen, das Engagement der einzelnen Gläubigen musste organisiert werden. Zunächst geschah das alles – wie wir heute sagen würden – ehrenamtlich. Aber das wurde zunehmend schwieriger. Und so entsann man sich des Priestermodells im Alten Bund. Und einzelne Rollenträger in den christlichen Gemeinden – Episkopen, Presbyter, ... - begannen um die Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert, sich in eine gewisse Analogie zu den alttestamentlichen Priestern zu setzen, um nämlich genau wie jene von den Gläubigen den Zehent einfordern zu können, damit sie von diesen Gaben leben konnten. Das war also ein ausschließlich pragmatischer Kunstgriff – da ging es schlicht und einfach ums Geld, um die Frage des Unterhalts für die, die diese Tätigkeiten verrichteten, und nicht um Theologie oder Opferkult. Und erst nach und nach wurde dieses aus der alten Zeit entlehnte Bild des „Priesters“ mit einer eigenen Theologie unterfüttert, und irgendwann entstand dann auch ein eigenes Sakrament, nämlich jenes der Priesterordination oder Priesterweihe, wie man im Deutschen auch dazu sagt. Von der Einführung dieses Sakraments bis zur Sünde der kirchlichen Zwei-Klassen-Gesellschaft ist es dann nicht mehr weit.

Wie dringend diese Theologie der Priesterweihe eine kritische Auseinandersetzung braucht, wird ersichtlich, wenn man bestimmte Aussagen des kirchlichen Lehramtes dazu anschaut; ich bringe nur drei und möchte betonen: Anders als das, was ich vorhin aus dem Katechismus zitiert habe, ist das, was ich jetzt bringe, immer noch aktuelle katholische Lehre, leider noch nicht aufgebrochen, immer noch nicht weiterentwickelt: Presbyterorum Ordinis (Vaticanum II): „Das Weihesakrament macht die Priester Christus, dem Priester, gleichförmig“; noch einmal Presbyterorum Ordinis „Jeder Priester vertritt ... Christus.“ Oder die Enzyklika von Pius XI, Ad catholici Sacerdotii: „Der Priester ist, wie man mit voller Berechtigung zu sagen pflegt, ... ein zweiter Christus.“

Gerd Heizer von der Reformbewegung „Wir sind Kirche“ nennt ein solches Priesterbild einen zweiten Sündenfall: Im Buch Genesis kommt es zum Sündenfall, weil Eva und Adam sein wollen wie Gott. Und nun ist sie wieder da, diese Versuchung, wie Gott sein zu wollen: Ein zweiter Christus sei der Priester, so Papst

Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

Pius, ein zweiter Christus! Was das alles für den von Papst Franziskus so kritisierten Klerikalismus und für das Thema des Machtmissbrauchs wie auch des Spirituellen Missbrauchs und folglich auch des Sexuellen Missbrauchs bedeutet, wäre ein eigener Vortrag. Aber auch dazu hätte man schon vor 30 Jahren Eugen Drewermanns „Kleriker“ lesen können. Oder vor 50 Jahren Hans Küngs Schrift „Wozu Priester?“. Das alles sind keine bösen Angriffe gegen die Priester – Küng, Drewermann, Ebner, die sind ja selbst Priester -, sondern es sind höchst berechtigte Anfragen an das kirchliche Priesterbild, die notwendig erörtert werden müssen, wenn die Kirche an der Priesterfrage nicht zugrunde gehen will.

Es bleibt eine wichtige Frage: Was bedeutet dieser biblische und kirchenhistorische Befund für das pastorale Leben in unseren Pfarren? Soll es denn keine Priester mehr geben dürfen? Da möchte ich anknüpfen an einen, der zu dem erwähnten Neutestamentler Martin Ebner eine wichtige Anmerkung gemacht hat: Georg Essen, Prof. für Systematische Theologie in Berlin weist darauf hin, dass es eine unhistorische Denkweise wäre, zu sagen „Damals im frühen Christentum gab es keine Priester und daher darf es heute auch keine geben.“ Nein, wie wir einleitend schon gesehen haben: Neue Zeiten können neue Entwicklungen bringen und wenn sich in der Kirche des 3./4./5. Jahrhunderts das Bild des Priesters herausgebildet hat, weil es den damaligen Gemeinden sinnvoll erschien, dann darf man das nicht einfach als eine damalige, zeitlich bedingte Neuerung quasifundamentalistisch schlechtreden. Wir müssen die Realität sehen: Wir haben seit der Spätantike und dem Frühmittelalter einen eigenen Priesterstand. Wir haben auch heute Priester. Und ich möchte diesen Priestern, die sich ja bewusst für diesen Lebensweg entschieden haben, und von denen manche ihr Leben auch glaubwürdig in den Dienst der Kirche gestellt haben, ihr Priestersein nicht wegnehmen. Aber wir müssen aufhören, dieses Priesteramt in der Kirche als *conditio sine qua non* zu betrachten; wir müssen aufhören, das Priesteramt überall hineinzquetschen, so als ob die Kirche ohne dieses Priesteramt nicht sein könnte. Will heißen: Es muss der Kirche gelingen, unterschiedliche Formen der Gemeindeleitung und der Seelsorge zu etablieren, es muss möglich sein, dass es *Kirche auf neuen Wegen – Anregungen für eine Pastoral der Zukunft* (H. Prinz, 19.3.2024, Baumgartenberg)

in der einen Pfarre einen klassischen Pfarrer gibt und in der anderen Pfarre einen Laien oder eine Laiin, der oder die diese Aufgabe innehat. Hans Küng schrieb dazu schon vor 50 Jahren: „Der neutestamentliche Befund hat ergeben, dass sich im Neuen Testament verschiedene Modelle von Gemeindeordnung und Gemeindeleitung finden, Das Neue Testament gestattet es somit nicht, eine einzige Gemeindeverfassung zu kanonisieren.“ Einer Kirche der Vielfalt, einer Seelsorge der Vielfalt, ist da das Wort geredet. Wir wären damit wieder bei unserem vielgepriesenen Elativ. Und es bleibt spannend, ob die Strukturreform in der Diözese Linz an diesem Punkt die Chancen ergreift, die sie bietet, ob es möglich wird, dass beispielsweise hier in Baumgartenberg eine Frau die Pfarrgemeinde leitet und gleich daneben in Klam ein Priester - oder umgekehrt -, oder ob man den Priester doch wieder überall hineinquetscht und damit nichts besser macht als es vorher war. Ich hoffe und fordere Ersteres.

Nun aber noch eine allerletzte Frage: Wie ist das denn dann mit der Eucharistie, wenn es in einer Gemeinde keinen geweihten Priester gibt? Im Bild der Bergtour gesprochen: Müssen wir auf die stärkende Brotzeit, auf die so wichtige Jause, dann notgedrungenenerweise verzichten?! Ist die sonntägliche Versammlung nicht so etwas wie ein Urauftrag und ein Wesens- wie auch Lebensmerkmal, ohne das die Kirche gar nicht sein kann? - Nun, da würde ich zunächst einmal sagen: Es gibt die Möglichkeit der Wortgottesfeier. „Nur Wortgottesfeier“ sagen manche. Schon wieder die Wertung, schon wieder kein Elativ! Ich möchte nachfragen, ob sich die Person, die solches sagt, dessen bewusst ist, mit welcher Geringschätzung sie da über das Wort Gottes spricht, wenn sie sagt „nur Wortgottesfeier“: Kann uns Gott denn im Lesen, Hören und Feiern der Heiligen Schrift nicht tatsächlich gegenwärtig werden? Wie war das beim heiligen Augustinus mit „Tolle lege, schlag auf und lies!“ Nicht weniger als eine Lebensbekehrung ist herausgekommen aus seinem Lesen und Hören des Wortes Gottes! Der Priester und Dogmatiker Gottfried Bachl schrieb einmal den interessanten Satz „Der Jesus der Wort-Gottes-Feier ist nicht weniger wirklich als der Jesus der Heiligen Messe.“

Die Frage ist doch: Was macht die Gegenwart Gottes im gemeinsamen Feiern aus? Glauben wir wirklich, dass Gott dadurch in unsere Mitte kommt, dass ein Priester aus dem Messbuch bestimmte vorformulierte Worte abliest? Kommt eine solche Vorstellung nicht eher einem magischen Verständnis von Religion nahe? Wir sollten es nicht auf die ganz leichte Schulter nehmen, dass das Wort „Hokuspokus“ von den lateinischen Wandlungsworten herrührt: hoc est enim corpus ... das ist mein Leib! ... Und ich denke, wir sollten uns doch zu fragen erlauben, ob es nicht vielmehr eher auf die gläubige Atmosphäre ankommt, die dadurch entsteht, dass Menschen sich im gemeinsamen Gebet vereinen und Gott in Gedanken und Gebeten in ihre Mitte bitten, wie Jesus es ihnen nahegelegt hat: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“?! Wir dürfen da vertrauen: Er ist gegenwärtig!

Dafür aber braucht es keinen Priester. Was eine Gemeinschaft freilich immer braucht, sind Menschen, die Verantwortung übernehmen, und damit diese Verantwortung gut wahrgenommen werden kann, braucht es so etwas wie ein Mandat oder eine Beauftragung, die im Idealfall auch explizit zugesprochen wird. Und weil Kirche niemals nur die konkrete kleine Gemeinde hier vor Ort ist, sondern immer auch die größere bis hin zur Weltkirche, erscheint es hoch sinnvoll, dass diese Beauftragung nicht nur „von unten“ erfolgt – also in Form einer Bestätigung durch die Pfarrgemeinde, wie es bei mir etwa alle fünf Jahre durch den Pfarrgemeinderat der Fall ist –, sondern ebenso auch von oben – also in Form einer Beauftragung durch den Bischof oder ein diözesanes Gremium. Das würde nämlich auch der Gefahr vorbeugen, dass sich die konkrete Gemeinde in ihrem Eigenleben abkapselt, ihr eigenes Süppchen kocht und irgendwann die Gemeinschaft mit dem Rest der Kirche verliert. Insofern Kirche aber weiter nicht nur ein soziales bzw. soziologisches Gebilde ist, sondern eine Gemeinschaft, die auf Gott ausgerichtet ist und die Gott ganz bewusst mit hereinnimmt in ihre Mitte, macht es absolut Sinn, eine solche Beauftragung nicht nur formell auszusprechen, sondern auch liturgisch zu feiern, vielleicht in einer Art „sakramentaler Beauftragung“.

Was damit aber definitiv nicht verbunden sein darf, ist das Eintreten in einen anderen Stand, eine bessere Klasse, eine höhere Kaste. Gal 3,28 - „weder Sklave noch Freier,

sondern alle eins in Christus Jesus“ – bleibt grundlegend für die Kirche. Egal welches Amt eine oder einer bekleidet: Es geht immer um unsere gemeinsame und Gemeinschaft stiftende Ausrichtung auf Jesus Christus.

Und so kommen wir auf unserem Weg hoffentlich voran, kommen unserem Ziel gemeinsam näher und legen irgendwann die Hand an das Gipfelkreuz ... Manchmal geht der Blick dann noch einmal zurück ins Tal, da und dort sieht man auf den gegangenen Weg hinunter, dann und wann macht man aber vielleicht auch die Augen zu, um den Moment zu spüren oder vielleicht auch zu träumen und zu sinnieren.

Und so möchte ich Sie einladen: Träumen Sie Ihre Kirche! Träumen Sie unsere Kirche! Und wenn Sie dann die Augen wieder aufmachen, fangen Sie bitte an, Ihren Traum zu leben!

(Der kursiv gehaltene Teil auf den Seiten 18 und 19 wurde im Vortrag aus zeitlichen Gründen ausgespart, ist aber für das weitergehende Verständnis hilfreich.)



Harald Prinz